

**Zeitschrift:** Schweizerisches Freundschafts-Banner  
**Band:** 3 (1935)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Verloren und wiedergefunden  
**Autor:** Boris, Siro  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-567033>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 21.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Bunde werden, weil sie im gegenseitigen Verstehen wurzeln. Freundschaften, die so begannen, werden nie in einer unbegreiflichen, brutalen Enttäuschung enden. Der Briefwechsel offenbart uns unendlich viel über das Wesen unseres künftigen Gefährten und es liegt bei uns, unsere Erwartungen dieser Offenbarung anzupassen oder zurückzutreten.

Wie viel inniger aber ist die erste Begegnung mit einem Menschen, der uns durch Briefwechsel bereits vertraut und lieb geworden ist!

Vielleicht will es das Leben auch einmal, daß die persönliche Begegnung -- selbst nach dem aufrichtigen Briefwechsel -- enttäuscht. Das darf uns nicht verbittern und nicht entmutigen. Auch wenn uns die Begegnung für immer von unserm Briefpartner trennt, sind wir doch reicher geworden; wir durften Anteil nehmen an den innersten Nöten eines andern, der einen eben so rauhen Weg zu beschreiten hat wie wir. Wir waren für wenige Wochen das Ideal, zu dem sich sein Wesen hingezogen fühlte. W.

---

## Verloren und wiedergefunden

von Siro Boris.

<sup>1</sup> Seit ungefähr einem Jahr waren Peter und Herbert Freunde. Von gelegentlichen kleinen Meinungsverschiedenheiten abgesehen, konnte ihre Freundschaft eine ideale genannt werden. Nun freuten sie sich auf die zwei Ferienwochen, die sie zum erstenmal gemeinsam verbringen konnten und wochenlang war das ihr einziger Gesprächstoff. Im sonnigen Süden wollten sie ihren Körper von der heißen Augustsonne bräunen lassen, wollten in den dunklen Fluten des Lago Maggiore sich tumeln und dazwischen einmal für zwei Tage einen Abstecher nach Mailand machen. Herbert, der ca. zehn Jahre jünger war als Peter, freute sich wie ein Kind, als sie endlich im Zuge saßen, der sie in einigen Stunden ans Ziel ihrer Träume bringen sollte.

Wie schon oft, mußte Herbert sich auch jetzt wieder wundern, wie sein Peter alles bis ins kleinste geordnet hatte und wie er über alles Bescheid wußte. Das Hotel war nur mäßig besetzt; junge Leute waren fast keine da.

Zwei Tage nach Peter und Herberts Ankunft traf ein sehr hübscher, junger Mann ein. Nach dem Eintrag im Fremdenbuch war es ein englischer Offizier namens Hamilton. Er stand sofort im Mittelpunkt der Gesellschaft; doch schienen ihn die sehnsüchtigen und verliebten Blicke der Damen wenig zu interessieren. Umsomehr Interesse zeigte er für Herbert, doch dieser wich seinen Blicken aus. Peter hatte sofort bemerkt, was los war und eine kleine Eifersucht und Abneigung gegen den Fremden machte sich bemerkbar. Herbert lachte darüber; er hatte nicht die geringste Lust, sich mit diesem Menschen irgendwie einzulassen. „Es ist am besten, wir fahren gleich morgen nach Mailand“, schlug Herbert vor, „dann sieht mich dieser Engländer für zwei Tage nicht mehr und inzwischen gefällt ihm vielleicht ein anderer“, suchte er zu scherzen. Peter war einverstanden und so reisten denn die beiden am frühen Morgen ab.

Für ein paar Lire dingte Peter in Mailand einen arbeitslosen Italiener, der den beiden Fremden bereitwillig alles Sehenswerte zeigte. Leider verdarb sich

Peter den Magen und mußte, wieder nach Lugano zurückgekehrt, einige Tage das Bett hüten. Herbert wollte ihm Gesellschaft leisten, doch Peter wollte das nicht dulden. „Gehe wenigstens ein wenig baden oder mach einen Spaziergang“, sagte er, „es hat doch keinen Sinn, daß Du Dich bei mir langweilst, wo draußen so herrlicher Sonnenschein ist.“ Schließlich entschloß sich Herbert, an den Strand zu gehen. Als er einige Meter hinaus geschwommen war, hatte er das Gefühl, daß ihm jemand folge. Schon nach wenigen Minuten tauchte der Engländer neben ihm auf. Nun bereute Herbert sehr, daß er Peters Drängen nachgegeben hatte und machte Anstalten wieder umzukehren. Doch der Engländer folgte ihm. „Wollen Sie mir schon wieder ausreißen, nachdem ich Sie zwei Tage umsonst gesucht habe? Wo haben Sie denn Ihren Freund, der Sie sonst keine Minute frei läßt?“ Herbert merkte wohl die Ironie, die in diesen Worten lag und hätte am liebsten dem aufdringlichen Engländer eine recht grobe Antwort gegeben, doch er beherrschte sich und sagte ganz kurz: „Mein Freund ist leider nicht ganz wohl; ich wollte mich nur schnell ein wenig abkühlen.“ Mit weitausholenden Zügen strebte er dem Ufer zu, kleidete sich rasch an und verschwand. Ganz aufgeregt erzählte er Peter den Vorfall. Dieser freute sich, daß sein Freund so stark zu ihm hielt, daß er dem Nebenbuhler einfach ausriß.

„Morgen gehe ich keinenfalls an den See“, sagte Herbert, „ich werde einen Spaziergang durch die Stadt machen und mir die Kirchen und das Museum ansehen.“

Wenn er aber gehofft hatte, dem Engländer ein Schnupfen damit schlagen zu können, hatte er sich gewaltig geirrt. Wie er die Auslagen einer Kunsthandlung aufmerksam betrachtete, stand plötzlich Hamilton neben ihm. „Heute werden Sie mich aber nicht so schnell los, Sie junger, hübscher Ausreißer!“ Und gleich fing er ein Gespräch an über die ausgestellten Bücher und Bilder. Er schien alle Künstler persönlich zu kennen, so interessant konnte er über sie erzählen. Ganz vergehend, daß ihm dieser Hamilton eigentlich zu wider war, hörte Herbert zu und als der Engländer, immer noch erzählend, weiterging, ging Herbert ganz selbstverständlich mit. Er bemerkte gar nicht, daß sie etwas abseits gerieten und als Hamilton bei einer Bank Halt machte und auch Herbert zum Sitzen einlud, gehorchte dieser ganz willenlos.

Der Engländer sprach schon eine ganze Weile nicht mehr über Kunst und Künstler, er erzählte seinem Begleiter von seiner Laufbahn, von seinem schönen England und ganz nebenbei von seinem Reichtum. Herbert hatte alle Scheu verloren und dachte bei sich, daß es sich mit diesem intelligenten Menschen eigentlich ganz interessant plaudern ließ und immer mehr beteiligte er sich am Gespräch. So sagte er unter anderem, daß er sich schon immer gewünscht habe, einmal fremde Länder zu sehen; leider sei aber die Zeit zu ungünstig, daß dieser Wunsch wohl sein Leben lang ein schöner Traum bleiben werde. „Junger Mann“, sagte darauf Hamilton ganz begeistert, „ich glaube ein gütiges Schicksal hat uns zusammengeführt. Ihr Wunsch kann Wirklichkeit werden, Sie brauchen nur ja zu sagen.“ Und nun entwickelte er einen Plan, von dem Herbert einfach hingerissen war, so sehr er sich anfänglich auch einreden wollte, daß er doch niemals seinen Peter verlassen könne.

„Ich bin eigens zu dem Zweck in die Schweiz gekommen, um einen jungen Mann zu suchen, der mich

**Artgenossen! Werbet für das „Freundschafts-Banner“!**

in meine Heimat begleitet. Sie wissen, ich bin Offizier und brauche einen Diener, der mich überallhin begleitet. Ich werde nämlich sehr oft mit auswärtigen Missionen betraut und besuche auch regelmäßig die Dominions. Sie werden also nicht nur ganz England, sondern auch Indien und viele andere Länder kennen lernen. Auch finanziell sind Sie glänzend gestellt. Sie erhalten neben Kleidung und Essen und gänzlich freier Station wöchentlich 25 Pfund. Diesen Betrag können Sie glatt auf die Seite legen und werden also, wenn Sie einmal sich für den Dienst nicht mehr eignen, ein steinreicher Mann sein."

Mit glänzenden Augen hatte Herbert zugehört. Das war alles so verlockend, daß die warnende Stimme des Gewissens immer mehr übertönt wurde von der Möglichkeit, den Traum seines Lebens verwirklicht zu sehen. Nur noch eine Lücke in dem glänzend hingemalten Bild entdeckte Herbert. „Und wenn Sie vielleicht nach einigen Wochen oder Monaten meiner überdrüssig sind, oder wenn Ihnen etwas passieren sollte, dann stehe ich allein und verlassen da und habe niemand, an den ich mich wenden kann.“

(Fortsetzung folgt)

## Mann über Bord

Eine Erzählung, die das Leben schrieb  
von Martin Schelling.

6

Der junge Mann hatte sich auf die andere Seite gesetzt. Er weinte hilflos, streichelte seines alten Freundes Rechte, die noch Schlüssel und Brieftasche festhielt. Fühlte der Greis die Liebkosung? Er mußte wohl: „Denn er stotterte nach einer Weile: „Nimm den Ring an Dich, Junge, er war für Dich bestimmt.“ „Nein, Herr Doktor“, schluchzte der Mann, indem er sich niederbeugte und die Freundeshand mit Küssen bedeckte. „Ich kann nicht — Verzeihung — Ringe bedeuten Ketten — ich kann nicht — verzeihen Sie — verzeihen Sie mir, Herr Doktor!“ Immer wieder stammelte er dieselben Worte.

Indessen hatten die Zöllner das Passagiergut durchsucht, hier eine Flasche Whisky am Pfeiler zerschellt, dort etwas konfisziert. Man debattierte, kreischte, erklärte, suchte die Strafsätze niederzudrücken. Jeder hatte mit sich selber zu tun. Um uns drei stille Menschen kümmerte sich niemand. Aber die Halle leerte sich merklich. Ich fragte Dr. Dominik: „In welches Hotel gehen wir?“ Er sah mich an. Ich erschrak, so glanzlos und flach war sein Blick. Als wenn ein Vorhang hinter den Pupillen niedergegangen wäre. Er wollte die Achseln zucken und vermochte es nicht. Ich gab Befehl, die großen Gepäckstücke in ein Lagerhaus, die kleinen in den Gasthof zu schaffen und rief ein Auto.

Meine Geschäfte in den Vereinigten Staaten waren bald erledigt. Es galt hauptsächlich, mit unserem Neuyorker Generalvertreter einen neuen Propagandaplan zu entwerfen. Einladungen für die Freistunden schlug ich aus. Im Hotel war ich nötiger. Auf dem soundsovielten Stockwerk der Karawanserei hatte man Dr. Dominik und mir Zimmer gegeben. Die Abende verbrachte ich bei ihm. Nicht, daß es mir gelang, Konversation zu machen. Im Gegenteil. Meist schwanden die Stunden ohne ein gesprochenes Wort. Aber ich fühlte, daß er auf mich wartete, meine Gesellschaft ersehnte. Wenn ich die Zeitung weglegend, eine seltene Frage an ihn richtete, kam nach einer Pause

des Besinnens die Antwort präzise; doch gleich rückte er sich wieder auf dem Divan zurecht und stierte zur Decke. Er ging nie aus. Ob das grandiose Stadtbild vor seinen Fenstern je betrachtet wurde, ist fraglich. Fest steht dagegen, daß die ungezählten Zeitschriften, die man ihm brachte, unaufgeschnitten blieben. So verrannen die Tage. Meine Rückreise stand bevor.

Im Foyer des Hotels bat mich der junge Mann in Begleitung seines Freundes um eine Unterredung. Zu Dr. Dominik wurde er nicht vorgelassen. Aber ich wollte über das „Wie“ und „Warum“ keine Vermutung aussprechen. Wollte in fremden Angelegenheiten mir kein Urteil anmaßen. Von der Ehrlichkeit der beiden jungen Leute, dem Juristen auf irgend eine Art dienstbar zu sein, war ich überzeugt — ernste Männer, die durch ihrer Hände Werk einem sicheren Alter entgegen gingen.

Als Datum und Stunde meiner Heimfahrt feststand, erwähnte ich es Dr. Dominik gegenüber. Er hob den Oberkörper ein bischen aus der liegenden Stellung auf dem Divan und sagte nach einer Weile: „Gut — dampfen wir ab.“

„Meinen Sie damit, Herr Doktor, daß ich auch eine Kabine auf Ihren Namen bestellen soll? Kann gemacht werden, Herr Doktor — in dieser Jahreszeit ist auf den Schiffen genügend Platz.“ Er stierte zur Decke und gab keine Antwort. —

Als ich ihm am Morgen der Abreise in den Pelz half, lag auf der Komode noch seine Brieftasche. Ich lachte: „Sie werden immer leichtsinniger, Herr Doktor, Sie vergessen Ihr Wertvollstes!“ Er zuckte die Schultern: „Stecken Sie sie ein, mein Freund. In Ihrem Rock ist die Sache ebenso sicher.“ Unter der Tasche lag der Rubierring, den ich am Landungstag und dann nie wieder an ihm gesehen hatte. Ich wollte ihm das Kleinod unbemerkt an den Finger streifen. Er fuhr wie vor etwas Ekelhaftem zurück: „Nein, nicht, nicht!“ und lief über den Korridor zum Fahrstuhl. —

Im Foyer standen die zwei jungen Männer. Ob der Jurist sie sah? Ich weiß es nicht. Mit dem Ellenbogen streifte er die vorgehaltene Hand des früheren Freundes; doch seine Augen blieben starr auf den wartenden Wagen gerichtet. Auf der Fahrt zum Hafen fiel kein einziges Wort. — Am Dockende sah ich die beiden Gestalten wieder. Aufrecht standen sie nebeneinander, zwei Männer, die gewillt waren, ihren gemeinsamen Weg nie mehr verlassen. Sie winkten mit den Händen und mir schien es, als ob die eine Hand in ihrer Gebärde noch etwas mehr ausdrücken wollte, als nur ein letztes Lebewohl; es lag in dieser wehenden Bewegung etwas wie eine Bitte um Verstehen. „Weh, daß wir scheiden müssen“, spielte die Schiffskapelle, während der Dampfer in den Fluß geschleppt wurde. Und immer noch winkten die Hände der beiden Freunde — aber Dr. Dominik war nicht auf Deck. —

Abends kam Fire Island in Sicht. Die sinkende Novembersonne warf unzählige, silberne Bänder ins Meer. Am Bug des Schiffes stand Dr. Dominik. Keiner seiner Blicke glitt jemals zurück. Seine Augen starrten ins offene Meer. . . .

Bei Diner und Tee war man bekannt geworden. Nun rüstete man zum Abendessen. Wie auf der Herfahrt saßen Dr. Dominik und ich am Kapitäntisch. Eine seltsame Festlichkeit lag über dem verfallenen Antlitz des Juristen, die ein tadelloser Abendanzug noch erhöhte. In den Kelchen perlte erlesener Wein.

(Schluß folgt!)